

Im Fischerhause

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Fischerhause

Nachdruck verboten.

Eine Dichtung von Ernst Zahn, Göschenen.

1.

Ich will euch sagen, wo mein Hüttlein stand.
 Kein Dorf war nah, kein Menschen-Neid und -Lärmen.
 Der Länderssee nur spülte an den Strand.
 Von nahen Halden schauten ein paar Fermern,
 Behäbig, schlicht wie mein Stück Eigenland,
 Und Schneegebirg, umwallt von Wolkenschwärmen,
 Umflirt von Sternenlicht und Sonnenglut,
 Bewachte, was mir Heimat war und Gut.

Zuweilen bei des Tages Niedergang,
 Da Winde weit der Ferne Stimmen trugen
 Und tiefe Klarheit Luft und Licht durchdrang,
 Gesah's, daß Töne an das Ohr mir schlugen
 Wie vieler Menschen frommer Betgesang.
 Das war das Echo hehrer Orgelfugen,
 Die zu Sankt Agatha, in dem Konvent,
 Ein Mönch entlockte seinem Instrument.

Ich aber stieg in's Boot um diese Zeit,
 Im blauen Grund die Netze auszulegen.
 Den Vater schon kannt' man als Fischer weit.
 Ihm tat der Sohn es nach. Und allerwegen
 War man mit uns zu handeln gern bereit.
 Mit meinem Handwerk blieb des Herrgotts Segen.
 Nur — um den Menschen ist's ein eigen Ding —
 Ich wurde über ihm ein Sonderling.

Ernst Zahn: Im Fischerhause.

Vielleicht war es der Ufer grauer Stein,
Vielleicht des Wassers sagendunkle Tiefe,
Vielleicht geschah's, weil ich so oft allein
Da draußen ruderte — es war, als schliefe
In meiner Brust der Drang zum Menschen ein.
Als ob der See mich immer wieder riefte,
Saß ich im Nauen tagelang und sann
Und fuhr erst heim, wenn Nacht ihr Schwarznetz spann.

So blieb zur Zeit, da andere zum Herd
Ein Weib sich holen, meine Kammer öde.
Wagt' ich mich wo zum Tanz, war ich nicht wert;
Die Mädchen schalten linksich mich und blöde.
Und, in mein Haus am Strand zurückgekehrt,
Nannt' ich die Welt da draußen falsch und schnöde
Und nistete mich mit Besessenheit
Noch tiefer ein in meine Einsamkeit.

Sie war gar warm. Mitleid verdien' ich nicht.
Oesa, die alte Magd, stand mir zur Seite,
Die bei der Mutter Mutter schon in Pflicht.
Ein kleiner Garten vor des Hauses Breite
Trug Akerbirnen uns und Grüngericht.
Ein Saum von bunten Blumen aber reihte
Sich um den Nugwuchs, und zu Füßen lag
Der See, der liebe See, uns Tag für Tag.

Ihr wißet nicht, was dieser See mir war,
Ob Sturm in seinem tiefsten Grunde wühlte,
Ob seine Wellen, wandernd immerdar,
Er mir wie schmeichelnd vor die Füße spülte,
Ob er mich ansah ruhig, groß und klar,
Als ob er jede meiner Sorgen fühlte.
Ihr wißt nicht, wie in seiner blauen Flut
Es wie die Lösung aller Rätsel ruht.

Mit ihm hielt Zwiesprach ich, wenn Dämmerung
Aus den fröhdarkeln Ufertälern spähte
Und mit all seines Lichts Verzettlung
Der Tag in's Wasser lauter Rosen säte.
Der Firne greise Häupter wurden jung
Und glühten. Und der letzte Wind verwehte.
Jedoch mein See sah nachdenksam mich an
Und frug: Was ward dir heut zuleid getan?

2.

Das war in einer Nacht im Wintermond.
 So dunkel stieg noch keine aus den Schlüften.
 Wie Raubgesindel, das kein Leben schont,
 Heulten die Stürme in den Felsenklüften.
 Dem Axen, der sonst so unnahbar thront,
 Brach Stein um Stein aus den granitnen Hüften;
 Denn wie ein wildes Tier mit Schlag und Biß
 Fiel ihn der See an in der Finsternis.

Ich saß daheim, vor mir das heilige Buch.
 Dese, die Magd, in einer Ecke kauernd,
 Hüllte sich fester in ihr Wintertuch
 Und frug zurweilen, vor Entsetzen schauernd:
 „Glaubst du, Hans Stolz, an Weltenniederbruch?“
 Doch ich, mit meinem Glauben mich ummauernd,
 Las leise ihr die Bibelstelle vor,
 Wie Christus, unser Herr, das Meer beschwor.

Da klopf't's — Ich hör' es wie an jenem Tag.
 Erst meinten wir, es sei der Sturm gewesen —
 Und klopf't noch einmal ganz verwirrt und zag.
 Vom Buch aufsehend hör' ich auf zu lesen
 Und höre abermals den leisen Schlag.
 Ich glaube nicht an Spuk und Zaubermessen.
 Doch weiß ich, daß mein Sinn mich nicht betrog:
 Ein sonderer Zwang war's, der zur Tür mich zog.

Ich öffnete und sah — Barmherzigkeit! —
 Ein Mägdlein vor mir stehn, noch Kind an Jahren.
 Das Wasser rann ihm von Gesicht und Kleid.
 Sturmfäuste hatten in den blonden Haaren
 Gewühlt, und Schreck und Wegverlorenheit
 Sprach aus den Augen, aus den frühlichtklaren.
 Sie flüsterte: „Ihr seid wohl hier der Wirt?
 Gebt mir ein Dach! Ich habe mich verirrt.“

Eintreten hieß ich sie. Und Dese kam,
 Wehleidend, wie es alter Weiber Sitte,
 Und sorgte für die Fremde mitleidsam,
 Daß sie nicht länger Frost und Nässe litte.
 Verwirrung noch im Angesicht und Scham,
 Sah ich das Kind stehn in der Stube Mitte.
 Und nun war doch mir, als ob eine Fei,
 Ein elbisch Wesen bei mir Gastin sei.

Das ging vorüber; denn bald ward uns kund,
 Welch armen Menschen wir bei uns geborgen.
 Von Weinen zitterte des Kindes Mund,
 Und es erzählte, wie am frühen Morgen
 Aus einem Dorf im fernen Schächengrund
 Es auszog, einen Heiltrank zu besorgen
 Von einem Wundermann. Zu Haus war krank
 Die Mutter und ihr letzter Wunsch der Trank.

Wir stärkten die Verirrte, hörten, wie
 Die Wetter fast ihr Tod geworden wären.
 Das blonde Haar flocht neu in Zöpfe sie.
 Jetzt lag's um ihren Kopf wie Sommerähren.
 Jetzt sagte — solches Lächeln sah ich nie
 Ein junges Menschenangesicht verklären —
 Sie Dank uns, und jetzt frug, wie jäh erwacht,
 Sie angstvoll: „Was wohl meine Mutter macht?“

Der Sturm indes erschöpfte seinen Grimm.
 Noch war die Nacht zum Morgen nicht gediehen.
 Doch unsern Kleinen, fremden Pilgerim
 Ergriff — ich sah's — die Sehnsucht heimzuziehen.
 Da sprach ich zu ihr: „Diesen Mantel nimm
 Und laß uns gehn; die Spätnachtstunden fliehen.“
 Wir schieden — noch gab Mondlicht schwachen Schein —
 Und zogen schweigend in das Land hinein.

3.

Alles ist Schicksal! Daß Regina Lot
 In Sturm und Nacht ward in mein Haus verschlagen,
 Daß, als sie heimkam, ihre Mutter tot,
 Daß niemand war, nach ihr zu sehn, zu fragen,
 Und sie nicht Heimat hatte mehr, noch Brot.
 Ich hab' ihr eine Zuflucht angetragen.
 Und einst trat sie bescheiden bei mir ein,
 Um nicht mehr Gast nur, um — daheim zu sein.

Alles ist Schicksal. Segnen werd ich stets
 Den Tag, der mir Regina zugeleitet.
 Man sucht das Glück, man träumt's, und man erfleht's.
 Noch hat die Hoffnung nicht das Herz geweitet,
 Und siehe, eine dunkle Stunde fät's,
 Und morgens liegt es golden hingebreitet.
 Das Glück, die warme, liebe, helle Pracht
 Hatte die Fremde in mein Haus gebracht.

Regina war nicht laut. Sie sprach nicht viel.
Es blieb um sie wie eine leise Trauer.
Sie schien unendlich froh um ihr Asyl;
Denn ihre Dankbarkeit ward niemals lauer.
Arbeit und Dienen schien ihr Lebensziel.
Niemand war treuer, niemand pflichtgenauer,
Und ihre schmale Hand, so sanft und weich,
Flocht lauter Rosen durch mein kleines Reich.

Ich seh sie sitzen auf der Bank am See.
Die Sonne liegt auf ihren goldnen Haaren.
Die Wange, schmal und zart ist weiß wie Schnee.
Sie lächelt — sieht vom Fang mich heimwärts fahren.
Jetzt, wie am Ufer ich vor Anker geh,
Erhebt sie sich mit kindlichem Gebaren,
Kommt still herunter, wird ein wenig rot,
Reicht mir die Hand und hilft mir aus dem Boot.

Ich seh im Nauen sie. Mein Ruder ruht.
Sie sitzt vor mir. Der See ist eingeschlafen.
Sie taucht die Hand in seine blaue Flut
Und senkt die Augen, die mich flüchtig trafen.
Es hat zu Worten keines recht den Mut.
Wie eine Herde von milchweißen Schafen
Treibt Wind ob uns ein Häuflein Wolken her.
Ein Alphorn tönt, vertraut und sehnsuchtschwer.

Sie war so jung und war mir wie ein Kind.
Ein Weiltchen ging sie noch zur nächsten Schule.
Jedoch wie rasch doch abgesponnen sind
Der Kindheit Garne von der Zeiten Spule!
Jetzt ward ihr Kleidchen lang und flog im Wind.
Jetzt schien sie reif schon, daß ein junger Buhle
Sich möchte müh'n um sie. Doch stand ihr Sinn
Nach Männern nicht, noch tändelndem Beginn.

Zuweilen war, wenn ich ihr Liebes tat —
Und Oefa schalt, daß ich sie sehr vermöhte —
Sie mir mit Tochterzärtlichkeit genah.
Ich weiß noch, wie es mir den Tag verschönte,
Als eines Morgens früh sie zu mir trat,
Mich ernstlich schalt, daß ich der Schenflust frönte,
Und plötzlich in des Herzens Uberschwang
Die Arme fest mir um den Nacken schlang.

Es kam, es kam: Ich schelt mich hart darob.
 Von meinem Herzen sprang die spröde Rinde,
 Und in ihm jauchzte lauter Lust und Lob
 Für alles, was an meinem Findelkinde
 Zu einem Gottgefallen sich erhob.
 Die Liebe spann um mich ihr Lenzgewinde,
 Und bald wußt' ich, daß an dem jungen Ding,
 Regina, meine ganze Seele hing.

4.

Ich war so eitel nicht und nicht so heiß,
 Daß ich, wie alles lag, nicht streng bedachte:
 Der Jahre Unterschied und gleicherweis
 Die Schuld, die mir das Mädchen willig machte.
 Ja, unerreichbar schien mir lang der Preis.
 Da kam die Stunde, die Entscheidung brachte:
 Es stellte sich ein fremder Freier ein,
 Ein reicher Mann. Regina sagte nein.

Und wieder weiß ich, als ob's heute wär:
 Der Freiersmann war just davongegangen.
 Wir saßen auf der Bank, und um uns her
 War Vogellied und Sommerblütenprangen.
 Ich aber tadelte Regina sehr,
 Daß sie den Werber besser nicht empfangen.
 „Ich weiß,“ sprach ich, „er ist ein Ehrenmann,
 Der mehr, weit mehr als ich dir bieten kann.“

Sie lachte fröhlich, doch in ihrem Blick
 Stand's feucht wie Tränen. „Soll ich Euch verlassen,“
 Frug sie, „der doch so wohl lenkt mein Geschick?
 Hier ist mein Heim. Ich könnte es nicht fassen,
 Müßt ich hinaus. Mir bangt vor Schlamm und Schlick,
 Die trügerisch liegen in den fremden Gassen.
 Hier ist der Boden sicher, rein und fest.
 Ihr singt ein Vöglein. Laßt's in seinem Nest!“

Mir pochten meine Pulse. Mühsam hielt,
 Was in mir jubelte, ich noch darnieder.
 Regina saß, das Haar vom Licht umspielt,
 Gesenkt die seidenhellen Augenlider.
 Gelassen, als sei Friede ganz erzielt,
 Wogte die Brust ihr unterm dunkeln Mieder.
 Da rang sich jach mir das Geständnis frei,
 Daß sie mir auf der Welt das Liebste sei.

Ich sah wohl, wie sie bang ward und verwirrt;
 Denn sie fuhr zitternd auf von ihrem Sitze.
 „Verzeih,“ sprach stotternd ich, „ich hab geirrt!“
 Und haßte mich ob meinem Aberwitz.
 Doch sie, die jungen Lippen sanft umflirt
 Von eines güt'gen Lächelns blasser Blüte,
 Erwiderte: „Gebt mir ein Weilchen Zeit;
 Denn so weit dacht' ich nicht. Nein, nicht — so weit!“

Nun nennt mich einen Narren! Angeheilt
 Von ihrem kindlich schmerzlichen Erschrecken,
 Begann ich wie nach Nebel, der enteilt,
 Nach einem Traum die Hände auszustrecken,
 Und wie kein Freund mein Schicksal je geteilt,
 War keiner nahe, mich noch aufzuwecken.
 So, als Regina sprach: „Nimm mich denn hin,“
 Empfang ich jauchzend, was mir Liebe schien.

Es war ja Liebe — nur verschieden ganz
 Von dem, was ich in meinem Traum erwartet.
 Es war wie einer reinen Kerze Glanz,
 Wie eine Hostie war es geartet.
 Ein Weib dacht' ich zu schmücken mit dem Kranz
 Und warb ein Kind, das jeden Fehls entschartet,
 Mir seine Seele aufat angelweit,
 Darin Geduld nur war und Dankbarkeit.

Die Glocken sangen von Sankt Agatha,
 Als ich Regina zum Altare führte,
 Und jene hehre Orgel hört' ich nah,
 Die aus der Ferne sonst das Herz mir rührte.
 Ich kann nicht sagen, wie mir da geschah.
 Ich weiß nur, daß ich keinen Wunsch mehr spürte.
 Mir schien das Allerheiligste enthüllt
 Und jede Sehnsucht, jeder Traum erfüllt.

5.

Das Glück der Menschen ist ein Meteor.
 Das meine aber leuchtete zwei Jahre,
 Und ungenügsam komme ich mir vor,
 Daß ich nun Klage, da das wunderbare
 Im Nebel des Gewes'nen sich verlor.
 Hilf mir Erinnerung: Und sieh, ich fahre
 Mit meinem Rauen wieder aus zum Fang.
 Regina bei mir, rudr' ich stundenlang.

Sie führt die Nadel, während Netz um Netz
 Ich in den abendlichen See versenke.
 Nie stört mich je ein müßiges Geschwätz.
 Wenn ich den Blick nach ihrem Plaze lenke,
 Nicht sie mir zu — so scheint es ihr Gesetz —
 Als wünschte sie, daß Gott mir Fangglück schenke.
 Doch spricht sie einmal, ist's ein Wort allein:
 „Wie gut! Ich darf so viel nun bei dir sein!“

Mir nahe sein, das schien ihr Wunsch und Not.
 Nie ging vom Haus sie ohne mein Geleite.
 Wenn auf dem Kirchgang ich die Hand ihr bot,
 Schritt wie getröstet sie an meiner Seite.
 Jedoch am liebsten saß im Abendrot
 Sie neben mir am See und sah in's Weite.
 Und oft an mich geschmiegt, sprach seltsam sie:
 „Wie gut du zu mir bist, vergess' ich nie.“

Sie diente mir wie eine treue Magd.
 Sie schmückte mir den Tisch mit bunten Blüten.
 Ich hör' die alte Vesa, wie sie sagt:
 „Den Schatz, Hans Stolz, magst du dir sorglich hüten.“
 Und ward ja selber fast vor Glück verzagt,
 Wie sich die lieben Hände um mich mühten.
 Nicht einmal in der beiden Jahre Lauf
 Trieb Mißverstehen uns ein Wölklein auf.

Da fiel mich eine Krankheit an und zwang
 Auf's Lager mich für viele, viele Wochen.
 Als ich genas, schien's, als sei lebenslang
 Mir Arbeitslust und Arbeitskraft gebrochen,
 Und doch war durch der Leidenstage Gang,
 Da mich der Tod schon schien zu unterjochen,
 Um mich bemüht die beste Pflegerin.
 Regina dank' ich es, daß ich noch bin.

Sie tat ihr großes Liebeswerk ganz still.
 Ich weiß, daß sie nicht schlief in vielen Nächten.
 Die Stirne trug der Mattheit Leidjagill.
 Doch wollt' ich ob des Opfers mit ihr rechten,
 „Schiltst du,“ sprach sie, „weil ich dir treu sein will?“
 Und schweigend mußte ich Hand in Hand verflechten
 Und danken dem, der Welt und Herzen lenkt,
 Daß er soviel der Liebe mir geschenkt.

Als nun dem Leben nochmals ward sein Recht,
 Doch ich mein Handwerk noch nicht pflegen konnte,
 Riet mir die alte Oefa, einen Knecht
 Die Jagd zu lehren, meine liebgewohnte,
 Auf der Tieffische listiges Geschlecht.
 Ich gab ihr zu, daß des Versuchs es lohnte,
 Und holte einen Burschen mir in's Haus;
 Sein Blick war hell und treu, sein Haar war kraus.

Laßt mich ihn rühmen; denn Jost Lier ist's wert.
 Ein Tell an Gliedern stand er hoch im Mauen.
 Ich hätte bessern Helfer nie begehrt.
 Arbeit war Lust ihm, früh von Tagesgrauen
 Bis spät, wenn Nachtvoll durch die Lande fährt.
 Auf Wort und Faust war wie auf Stahl zu bauen.
 Doch saßen abends feiernd wir am Tisch,
 Erklang sein Lachen lustig, quellenfrisch.

6.

Ich weiß nicht, wann ich es zuerst gewahrt,
 Ich sah es lang vielleicht und konnt's nicht glauben.
 Es war ja auch so tief verborgner Art,
 Sie wollten selbst nicht ihm, zu sein, erlauben.
 Es war so scheu und war so Kinderzart
 Und fing doch an, mir meine Ruh zu rauben:
 Jost Lier und meine Frau — still, still, mein Blut! —
 Sie waren jung und wurden sich zu gut.

Sprecht nicht von Schuld! Man schilt auch nicht den Last,
 Der heimlich aufhellt einer Waldschlucht Schatten.
 Man schilt den Kranken nicht, den Siechtum faßt.
 Wer also weiß es, wann den ersten matten
 Lichtschein der Liebe, dieser Lust und Last,
 Die beiden Menschen zu erdulden hatten!
 Sie wehrten sich. Sie mieden sich. Und doch
 Sah ich sie unlösbar gespannt ins Joch.

Ich sah die Angst, die Qual, die sie ergriff
 Um meinethwillen, den sie liebten beide.
 Da stieg ich oftmals in mein plumpes Schiff
 Und fuhr hinaus mit meinem Herzeleide,
 Lag wohl verborgen hinter einem Riff,
 Daß ihren Blick und Anblick ich vermeide.
 Und unter mir mein See, ein Zauberglas,
 Wies mir mein Antlitz, drin den Tod ich las.

Und wieder hob mein See zu reden an,
 Und seltsam rieselten im Grund die Moose:
 Schilt nur dich selbst! Du hast nicht wohlgetan,
 Reginas Los zu einen deinem Lose.
 Du fesseltest ein Kind. Es stirbt daran.
 Und als ob sich die blaue Flut erbose,
 Ward dunkel sie und trüb. Ich sah hinab:
 Da lag es wie all meiner Hoffnung Grab.

Einmal am Abend kehrt' ich spät nach Haus.
 Mein Fenster leuchtete mir rot entgegen.
 Der Nauen lief auf Sand. Nun stieg ich aus.
 Da hörte ich am Gartenzaun sich's regen,
 Regina war's. Sie trat ganz still heraus.
 Ich sah wie bang die Hand auf's Herz sie legen.
 Dann kam sie langsam, langsam auf mich zu
 Und sagte ernst: „Wie lange säumtest du!“

Ich redete mich aus, daß weiter ich
 Als sonst wohl ausgeworfen meine Netze,
 Und strebte heimzu, allein — wunderbar —
 Sie hält, als ich den Fuß nun weiter setze,
 Mich fest. Ich frage: „Kind, was ist dir, sprich?“
 Dabei wird mir, als ob ein Reh ich hege.
 Sie aber, ihre Wangen gramverdorrt,
 Spricht leise: „Nun ist's gut. Jost Pier ging fort.“

Ich frug nicht einmal um den Grund warum.
 So wacker ja, so treu kannt' ich die beiden,
 Daß ich durchsah ihr stilles Heldentum:
 Eh, daß ich selber sollte Kummer leiden,
 Nahm eins vom andern Abschied rasch und stumm.
 Nur — Liebe stirbt nicht, wenn auch zwei sich scheiden —
 So wußt' ich wohl, so treu Regina schwieg,
 An's Leben ging den beiden dieser Sieg.

An jenem Abend sprachen wir nicht mehr
 Von dem Geschehnis. Und mit gutem Willen
 Verhehlten wir uns unser Leid nachher.
 Ein jedes trug ein Jahr sein Kreuz im stillen,
 Und keinem schien je eine Müh zu schwer,
 Des andern Wünsche freundlich zu erfüllen;
 Denn unverändert blieb das eine doch:
 Es dachte eins vom andern gut und hoch.

7.

Ich sah sein Antlitz deutlich in der Nacht.
Er stand weit draußen auf der weißen Straße
Und sah herüber wie ein Mann auf Wacht.
Mein Weib erblickt' ich auch, das angstvoll blasse —
Der Mond lag auf des blonden Scheitels Pracht —
Sie stand, als ob ein Schwindel sie erfasse,
Gelehnt an's Fenster und, wie ich, gewahr,
Wer jener Fremdling in der Straße war.

Seitdem erkannte ich, wie friedelos
Sich ihre beiden jungen Seelen suchten.
Und in mir wuchs ein Sturm so wild und groß,
Wie keiner schäumte in den Heimatbuchten.
Es schrie mein Herz. Mein Auge überfloß.
Und Haß begann den Sinn mir zu durchwuchten.
Und als ich loderte von Zorn und Weh,
Fuhr ich zur Nacht hinaus auf meinen See.

Der lag ganz still und schlief doch nicht und war
Nur dunkel, kühl und glatt und unergründet.
Am Himmel stand ein Stern. Ich sah ganz klar
Sein Abbild auch im Wasser angezündet.
Um mich die Nacht war jeden Lautes bar,
In ihrem Frieden alle Not gemündet.
Nur wie von Christustränen dumpf und schwer
Tönte noch Orgelspiel vom Kloster her.

Da wandelte sich in mir selbst etwas,
Als würde Finsternis zu Sternenklarheit,
Als löste in Ergebenheit sich Haß.
Ich sah, wie alles kam, und sah die Wahrheit,
Und Schuld und Pflicht, Irrtum und Unterlaß
Tat sich mir auf in tiefer Offenbarkeit.
„Sib,“ sprach ich da zu mir, „den Weg doch frei,
Und siehe, du befreist die andern zwei!“

Und nun ging mir der Atem ruhig sam.
Ich kehrte heim. Als mir am nächsten Morgen
Regina stumm und bleich entgegenkam,
Hab' ich ihr Haupt an meiner Brust geborgen.
Und als ich sie so sicher an mich nahm,
Schien sie ein wenig freier mir von Sorgen,
Und unterwürfig, dankbar, wie erstaunt
Sah sie den an, der ihr so mild gelaunt.

Wir lebten einen Tag noch, seltsam froh.
 Es war, als ob wir nie uns so entbehrten;
 Denn war allein das eine irgendwo,
 Folgte das andre schweigend dem Gefährten,
 Und keinen Wunsch verbarg das Auge so,
 Daß wir nicht eins dem andern ihn gewährten.
 Es trieb uns etwas, nicht zu reu'n und ruh'n
 Und Liebes, nichts als Liebes uns zu tun.

Am Abend küßte ich mein Weib und stieg
 In's Boot, das mich so oft hinausgetragen.
 Regina stand, und ihre Lippe schwieg,
 Ihr Blick nur schien mich allerlei zu fragen.
 Ich focht noch einmal einen harten Krieg;
 Denn lieblich stand sie drüben, nicht zum Sagen,
 Und winkte noch mit ihrer kleinen Hand,
 Bis ruderd ihren Augen ich entschwand.

Und nun war ich auf meinem See allein,
 Gefahren aus, um nie zurückzukehren.
 Die tiefste seiner Stellen fiel mir ein
 Und wie dort Leid und Mann geborgen wären.
 Dann wehrte sich mein Mut, so feig zu sein.
 Hart griff ich in die Ruder, in die schweren,
 Und landete an fremdem Uferstück.
 Das Boot stieß weit ich in den See zurück.

8.

— — — — —
 In einem Hüttlein am Vierländersee
 Lebt eine Frau ihr weltentwandtes Leben.
 Sie sitzt am Strand am Abend je und je,
 Wenn sich die Fischerboote heimbegeben.
 Und immer ist's, als ob ihr Leid gesch'eh',
 Daß an ihr Ufer keine Ruder streben.
 Ihr Blondhaar schlingt sich wie der Kranz um's Haupt,
 Der einer Mutter Gottes Stirn umlaubt.

Zu ihren Füßen liegt im See ein Kahn.
 Den brachten eines Tags ihr fremde Leute,
 Die leer ihn auf dem Wasser treiben sahn.
 Ward, der ihn ruderte des Wildsees Beute?
 Regina Lot denkt tausendmal daran.
 Doch immer wieder — morgen, gestern, heute
 Verwirft sie das: zu hohen Manneswert
 Und Kraft besaß, der ihr nicht wiederkehrt.

Und immer wieder, morgen, gestern, heut
 Sinnt sie und sucht sie über fernen Grenzen,
 Vernimmt ein weit entlegenes Geläut,
 Sieht Abend über einer Fremde glänzen
 Und einen Wanderer, den sein Weg nicht freut,
 Der heim denkt, wo den Himmel Berge kränzen,
 Doch seine Straße fort zieht, Stück um Stück,
 Und meint, es sei zu seines Weibes Glück.

Und eines andern Bild wird wieder mach.
 In einer Nacht stand einmal er und spähte
 Herüber auf ihr heimatliches Dach.
 Nur einmal! Und als er zum Sehn sich drehte,
 Vernahm sie niemals mehr von ihm darnach.
 Regina slicht die Finger zum Gebete,
 Weiß nicht, wer von den zweien der bessere Mann,
 Und flüstert: „Gott behüte sie hindann!“

Der Abend brennt. Der rote Gletscherschnee
 Flammt auf zum Himmel und entzündet diesen.
 Die Feuerwolken spiegeln sich im See.
 Regina sieht das Blut des Tages fließen,
 Und wehmutsvoll beut sie ihm ihr Ade.
 Ein Windlein flüstert auf den Uferwiesen.
 Doch von St. Agatha die Orgel fällt
 Darein und singt ihr Lied vom Leid der Welt.

Und war nicht Bürger und nicht Vagant . . .

Skizze von Elisabeth Görres, Stein a. Rh.

Nachdruck verboten.

Nach vierundzwanzig Jahren eines schicksalserfüllten Wanderlebens, auf Pfaden von sparsamem Gelingen und reichlicher Mühseligkeit geschaut, kam Leupold Münzinger wieder in sein Heimatstädtchen, auf einem grünen Wagen, mit fahrendem Volk, in seinem kleinen Koffer die Narrenanzüge, die seine Existenz bedeuteten. Und gewaltsam unpersönlich sich stimmend, als wollte er ein Schauspiel an sich vorüberziehen sehen, betrachtete Leupold Münzinger die krummen Gassen, die nach allen Himmelsrichtungen hinausstiegen zu Waldbergen und Felsgeklüft und Firnegraten darüber, und fand kaum einen Pfahl, ein Meisterschild, einen Blumentopf von seinem Platz gerückt. Es war wie vor vierundzwanzig, wie vor hundert Jahren in dem Städtchen.

Langsam rumpelten die Gäule den

schwerfälligen grünen Wagen über den Marktplatz.

Da stand auf seiner Schmalseite, vier-schrötig und zweckmäßig wie seine Bewohner, ein quadratisches Rathaus. Eine gediegene Handwerkskunst hatte es mit schönen Fensterrahmen und Portalen versehen und die vordere Seite mit naiven Fresken geschmückt, Blätter zu der Geschichte der Stadt, Kriegs- und Reformationssereignisse in breiter Ausführung über dem Erdgeschoß und darüber der romantische Ratschreiber Caspar Gabriel Häberli in prächtiger Kalesche, vier schwarze, hölzernen galoppierende Rosse, die aus feurigen Mästern schnaubten, davorgespannt, zu beiden Seiten zwölf pfauenfächerwedelnde Neger und etliche große Säcke mit deutlich sichtbaren Golddukaten, ein Troß phantasienvoll gepuhter Orientalen